

DREISSIG

ANNELIES VERBEKE

TAGE

ROMAN



RESIDENZ
VERLAG

»All die jungen Burschen, die davor nur die Sonne gekannt hatten und sich hier die Füße abfrieren mussten für einen Kampf, der sie überhaupt nichts anging. Ich weiß, ich hab schon einmal danach gefragt, aber hättest du nicht mal Lust, mit mir zu den Gräbern der Senegalschützen zu fahren? Auch auf dieser Seite der Grenze gibt es einige davon. Wenn es noch eine Sache gibt, die ich machen will, bevor ich das Zeitliche segne, dann ist es das: ein vollständiges Inventar dieser Gräber und Namen anzulegen.«

»Das lässt sich machen«, sagt Alphonse. »Aber nicht bei diesem Wetter.«

Er hat Lust, den ganzen Tag drinnen zu bleiben. Er ist schon oft umgezogen, doch erst vor Kurzem ging er eines Morgens durch dieses Haus mit dem Gefühl, dass es ein gutes Haus sei, schön und angemessen, und dass er, ohne es zu merken, zu Hause angekommen sei. Seither erfreut er sich an der Tragkraft und Solidität der Mauern, wie sie die Wärme drinnen, den Regen draußen halten.

Er schaltet den Computer ein, öffnet Skype. Seine Mutter scheint online zu sein, er ruft sie an mit einer Art von frohem Heimweh, das ihn dabei jedes Mal überkommt. Das Geräusch, das zur Kontaktaufnahme auf Skype gehört, ist passend gewählt: zunächst ein paar abwartende Töne, die mit einem Fragezeichen enden, dann, wenn auf einem anderen Kontinent jemand auftaucht, so etwas wie aufsteigende Luftblasen. Und da ist Dakar, die Wohnung im Erdgeschoss, wo sie jetzt wohnt.

»Tag Sohn«, sagt sie auf Diola, der Sprache, die er fast nur noch mit ihr und seiner Schwester spricht. »Du wirst langsam dick.«

»Tag Mutter. Das sind Muskeln.«

Er sollte öfters ablehnen, wenn seine Kunden anfangen, ihm den Teller vollzuladen, besonders bei den Kuchenstücken. Ihr roter Kopfsputz verrutscht keinen Millimeter, als sie sich heftig schüttelt vor Lachen. Es herrscht viel Lärm um sie herum, wie immer.

»Wirst du wieder von allen um Rat gebeten?«, fragt er.

»Manche sind hier, um Rat zu holen, andere tun nur so, die laufen von der Hintertür zur Vordertür, weil das der schnellste Weg von der einen Straße zur anderen ist. Solange sie zuerst anklopfen, lass ich sie gewähren.«

»Und sonst?«

»Tante Agnes ist gestorben.«

Ihre jüngere Schwester. »Wann ist das passiert?«

»Vor drei Tagen. Wir haben sie noch am selben Tag begraben. Sie war schon eine Zeit lang krank.«

»Du hättest mich doch anrufen können!«

»Was hättest du denn tun können?«

»Geld schicken für Medikamente. Trösten.« Er hat wenig Erinnerungen an diese Schwester seiner Mutter, die in ein Dorf in der Casamance gezogen war und sich vom Rest der Familie fernhielt, oder vielleicht besser gesagt, vom Rest der Menschheit. Agnes' auffallendste Eigenschaft war, dass sie Schrofheit mit Lebenshunger zu verbinden wusste. Der Eigensinn, der die meisten Mitglieder der Familie kennzeichnet, hatte sich bei ihr zu einem trotzigem Starrsinn ausgeprägt. Sie arbeitete als Imkerin, die einzige Frau in Senegal,

die diesen Beruf ausübte, und bei dem einzigen langen Gespräch, das sie mit ihm geführt hatte, ging es ausschließlich um die Bienenzucht. Er musste ihren Honig probieren. Um die sechzehn muss er gewesen sein, seine Tante war damals jünger als er heute.

»Tante ist nicht weg. Die Atome, aus denen ihr Körper bestand, sind jetzt frei. Sie brauchen nicht länger zusammenzuwirken, um diesen Menschen aufrechtzuerhalten, es ist wie beim Aufribbeln eines Pullovers, eine Masche nach der anderen verlässt die Form, in der sie gefangen war. Und all die Milliarden Atome gehen in etwas anderem auf: in dem Haus einer Schnecke, einer Mangoblüte und ihren Bienen. Sie wird sich in Flüsse ergießen und zum Meer fließen, eine glatte Muschel auf den Wellen wird sie sein, die Federn eines aufsteigenden Fischadlers und der Wind, der durch sie hindurchbläst. In ihrer Grenzenlosigkeit ist sie glücklicher, als sie jemals als Mensch gewesen sein kann.«

Seine Mutter kann schöne Geschichten erzählen. Es fällt ihm schwer, Fragen über Ebola daran anzuknüpfen, aber er tut es dennoch. Es gibt nichts Neues. Senegal ist umgeben von Nachbarländern mit einer wachsenden Zahl von Krankheitsfällen, bleibt jedoch bisher davon verschont. Kritische Stimmen flüstern, dass dies nicht unbedingt der Wahrheit entsprechen muss.

Die folgenden Stunden verschwinden in Musik. Er greift zum Bass, das vertraute glatte Holz in seinen Händen, die dicken Saiten, die in die Rillen auf seinen harten Fingerkuppen passen. Er stellt sich vor das Fenster und spielt, was ihm in den Sinn kommt, ein tiefes Lied für die grünen und braunen Gewächse, die Schlammspuren auf den Straßen, den glimmenden Wolkenrand, den Flecken Helligkeit. Er drückt das Pedal mit dem Fuß, schickt die Klänge in eine Schleife, die anhält, als er den Bass in den Ständer zurückstellt und die abgerundete Rückseite der Kora auf den Schoß legt. Auf einem Teppich aus Basstönen erzählt die Kora eine mehrstimmige Geschichte über die Schützengrabenfüße der Senegalschützen, die Kuchen von Marie-Jeanne, das Gelächter dreizehnjähriger Töchter, über todgeweihte Kranke in den Straßen Liberias, summende Bienenschwärme und seine tote Tante. Und durch das Fenster die Äcker, immer nur die Äcker, die aufgereihten Bäume, aus dem Boden, zum Himmel empor, er sieht es geschehen, immer wieder aufs Neue.

Als Alphonse eintraf, war nur noch Sieglinde zu Hause. Obwohl sie ihn hastig zu den Schlafzimmern hinaufgeführt und schon vor einer Stunde angekündigt hat, zur Arbeit zu müssen, ist sie immer noch da. Sie läuft von einem Zimmer zum anderen, von oben nach unten, das Hündchen auf dem Arm. Er kreuzt sie auf der Treppe und begegnet ihr in der Küche, wo sie, in Gedanken versunken, spitze Küsse auf den kleinen Hundeschädel drückt. Das Tier hält dabei seine Augen auf ihn gerichtet. Er vermeint, ein »sag etwas« darin zu lesen.

»Ça va?«, fragt er.

Ihre Augen hinter den Brillengläsern kommen ihm noch größer und blauer vor als vorhin.

»Hast du eine Familie?«, erkundigt sie sich.

»Eine Freundin. Frau.«

»Keine Kinder?«

»Nein.«

Sie beißt sich auf die Unterlippe, weiß, dass es eine riskante Frage ist, stellt sie dennoch: »Warum nicht?«

»Das hat sich eben so ergeben«, sagt er.

»Willst du noch Kinder haben?«

Er findet es seltsam, dass die meisten Menschen in der Mehrzahl über hypothetische Kinder reden, als träten diese grundsätzlich als Gruppe in Erscheinung. »Ich hätte nichts dagegen. Es muss nicht sein.«

»Es ist dir egal?« Sie gibt sich keine Mühe, ihren Unglauben zu verbergen. »Und wie denkt deine Frau darüber?«

»Im Moment möchte sie sich lieber nicht damit befassen.«

Das kann viel bedeuten. Sie fährt nun auch mit der Zunge über ihre Lippen: noch so ein Tick, der verhindern soll, dass die Neugier in Sprache umgesetzt wird. Dann verhärten sich ihre Züge. »Sie sollte es besser tun. Sich damit befassen.«

»Wir haben noch Zeit.«

Das meint sie nicht. Sie redet rasch und getragen, als spräche sie einen Theatermonolog, dessen Text sie seit Jahren Wort für Wort kennt. »Es kann sich viel verändern, in dir selbst, und nicht nur zum Guten. Darüber, wie es ist, wenn man sein erstes Kind kriegt, hatte ich vorher immer nur das eine gehört, dass es das schönste Ereignis in deinem Leben ist, eine unvergleichliche Erfahrung, die dich mit allem verbindet. Dass du erst dann wirklich fühlst, was Liebe bedeutet, was es heißt, ein Mensch zu sein. Das wurde mir erzählt. Und natürlich wusste ich sehr wohl, dass hier und da eine aus der Art geschlagene Frau herumläuft, bei der das anders ist, eine, die sich niemals dazu bereitfühlen wird, ein

schwaches Glied in der Kette, das einfach nicht für die Fortpflanzung gemacht ist. Ich war so jemand, wie sich herausstellte. Dennoch hatte ich nicht geahnt, dass ich, als ich schwanger wurde, auf eine abschüssige Bahn geraten würde. Während der Wehen fiel ich in ein tiefes Loch. Das kommt vom Schmerz, redete ich mir ein, gleich legen sie dir das Kind auf den Bauch, und dann kommt die Euphorie. Und dann legten sie das Kind auf meinen Bauch, und ich hatte nur den einen Gedanken im Kopf: Nehmt es wieder weg. Am Tag darauf war es nicht vorbei, und den Tag danach auch nicht. Es dauerte anderthalb Jahre, bis ich etwas anderes als Ekel spüren konnte. Nicht nur vor dem Kind. Niemand wusste davon, außer meinem Mann. Ohne ihn hätte ich mit dem Leben Schluss gemacht. Das ist auch etwas, was mir aus jenen Monaten in Erinnerung geblieben ist: dass es einfach unvorstellbar ist, was man alles verbergen kann. Ich hatte das Kind auf dem Arm und schwatzte mit der endlosen Reihe von Besuchern, und gleichzeitig war mein größter Wunsch, dass im nächsten Moment ein Meteorit in unser Haus einschlagen möge. Und ich glaube, ihr geht es recht gut, meiner Tochter, aber ich habe ständig Angst, dass sie etwas davon übrigbehalten hat. Denn das war nichts Natürliches, was ich gehabt habe. Dass die Natur ihre grausamen Seiten hat, das ist mir bewusst, selbst ihre Gleichgültigkeit kann ich akzeptieren, aber so wie ich war, das hatte keinerlei Sinn, das war die reine Vernichtung, und die hat mühelos Besitz von mir ergriffen.«

Die Stille wächst. Vorläufig ist sie fertig, denkt er, aber da ist noch mehr.

»Lana ist sehr nett.«

»Ja.« Sie beugt sich erschrocken über das Hündchen auf ihrem Arm, stempelt erneut das kleine Schädeldach mit Küssen. »Wann hast du sie gesehen?«

»Zusammen mit Mila, auf ihrer Leiter. Ich habe kurz mit ihnen gesprochen.«

Sie starrt ihn an, ohne mit der Wimper zu zucken. »Sie waren hier. Die Nachbarn. Gestern standen sie plötzlich vor der Tür, wir dachten ›was wird das jetzt?‹, aber sie hatten Kuchen dabei. Kuchen und viel Drumherumgerede, viel Verlegenheit. Ich hab Tee gemacht. Kurz über die Kinder und die Hunde geredet. Auch über dich. Ein Eiertanz. Nach einer Dreiviertelstunde sind sie wieder gegangen, und Ronny und ich wussten nicht, was wir davon halten sollten. Im Grunde genommen lief es ganz glimpflich ab.«

Sie setzt das Hündchen auf den Boden. »Na gut, ich muss jetzt los. Ich bin schon spät dran. Und ich halte dich von der Arbeit ab.«

»Wie heißt er?«, fragt Alphonse.

»Wer?« Wieder die blauen Blinklichter hinter der Brille.

Er blickt auf das Hündchen hinunter, das sich mit der Schnauze auf seine Schuhspitze gelegt hat.

»Sie heißt Happy. Eine Hündin. Sie scheint sich bei dir wohlfühlen.«

Er wippt mit dem Fuß. Happy hebt das Köpfchen und trollt sich, sodass er seine Sachen nach oben tragen kann.

»Alphonse«, sagt sie unten an der Treppe, als er beinahe oben ist. »Kannst du mal ins Badezimmer schauen? Das ist zwischen den beiden Schlafzimmern.«

»Soll ich das auch in Angriff nehmen?«

Sie zögert. »Nicht unbedingt. Einfach nur sagen, was du davon hältst. Aber es muss nicht sofort sein. Bis heute Abend.«

Hastig zieht sie ihren Mantel an. Happy kläfft die sich schließende Haustür an.

Er sieht nichts Besonderes im Badezimmer, nichts, was gestrichen oder repariert werden müsste. Die Wände sind vollständig gefliest, die Decke mit einer Folie beklebt. Worauf will sie ihn hinweisen? Dann sieht er es, auf dem viereckigen Waschbecken, zwischen Wasserhahn und Haarbürste. Er betrachtet das weiße Stäbchen genauer. Der blaue Deckel ist abgebrochen. Ein kurzer und ein längerer senkrechter rosa Strich zeigen ein positives Ergebnis an, glaubt er zu wissen. Nicht notwendigerweise ein günstiges.

Er weiß nicht, was er ihr sagen soll, zerbricht sich den Kopf darüber, während er die Fußbodenleisten abklebt. Auf jeden Fall muss er ihr klarmachen, dass er nicht die geringste Erfahrung mit postnatalen Depressionen hat.

In Brüssel hatte er in den vielen Phasen, in denen er nicht von der Musik leben konnte, für eine Baufirma gearbeitet, auch als Malergehilfe oder im Innenausbau. Damals erzählten ihm die Leute auch vieles. Als Musiker passierte ihm das nicht so häufig. Es muss mit den Wohnungen zu tun haben, mit Innenräumen.

Man hatte ihn vor dem spröden, schweigsamen Charakter der Einwohner des Westhoek gewarnt, doch nach seiner Erfahrung verhalten sie sich nicht viel anders als seine früheren Kunden: Wenn sie einmal zögernd ihre Probleme vor ihm ausgebreitet haben, machen sie auch kein Geheimnis mehr aus den dazugehörigen Bedürfnissen. Kat meint, seine Hautfarbe betone, dass er außerhalb ihres Lebens stehe, und deshalb gewährten sie ihm Einblick. Seine Hautfarbe ist die Soutane des Priesters, das Berufsgeheimnis des Psychiaters. Er ist nicht überzeugt von dieser Theorie: in der Hauptstadt hat er mit anderen Afrikanern gearbeitet, von denen viele eher Misstrauen oder zumindest Zurückhaltung hervorriefen, obwohl sie dazu seiner Meinung nach keinerlei Anlass boten. Der abwehrende, zur Blindheit bereite Blick, der auf ihnen ruhte, sie nach Unterschieden abtastete, auf die Bestätigung von Vorurteilen bedacht war, hatte auch ihn gelegentlich gesucht und getroffen. Und dennoch fingen seine Kunden immer häufiger an, mit ihm zu reden. In seiner Anwesenheit breiteten sie ihr Leben mit einem Eifer aus, der ihn überwältigte; es war, als hofften sie, dass er sie davon erlösen würde. »Du hast einfach nur eine unbeschreibliche Geduld«, hatte Kat schon öfter dazu gesagt. Sie ärgert sich immer noch über die viele Zeit, die er seinen Kunden widmet. Ihm ist es nie gelungen, ihr zu erklären, was genau passiert, wenn die Herzensergüsse beginnen, warum er immer wieder darauf eingeht. Er kann es einfach nicht richtig in Worten ausdrücken. Wechselseitige Hypnose, so hat er einmal versucht, es für sich selbst zu beschreiben. Laut Kat ist er ein Magnet für alle Gestörten, und auch Kollegen und Freunde aus früheren Zeiten haben ihn schon auf diese Art von Anziehungskraft hingewiesen. Er selbst kann sich nicht mit dieser Sichtweise anfreunden: das hier sind einfach Menschen, die eine andere Farbe an ihren Wänden sehen wollen, ihnen ist seine Telefonnummer im Internet oder unter dem Regenbogen-Logo auf der Seitenwand seines Lieferwagens aufgefallen. Es geht nicht um Außenseiter, die vor sich hin murmeln, ihn von der anderen Seite eines vollen Platzes aus erblickt und sich an ihn herangemacht haben. Hier geht es nicht um abweichendes Verhalten, hier geht es um die Norm in den eigenen vier Wänden.